

Totale Ruhe herrschte an der Front um die syrische Metropole Aleppo auch in den zurückliegenden Wochen nie. Jedoch gab es Zuversicht. Als unsere Autorin Karin Leukefeld diesen Text schrieb, existierte die Hoffnung, dass die fragile Feuerpause sich zu einem Waffenstillstand verstetigen lässt. Doch das Gegenteil trat ein. Die Schuld dafür schieben sich beide Seiten gegenseitig zu.

Hoffnung und Verzweiflung in Aleppo

Gespräche mit Menschen an einer der Frontlinien der Stadt im sechsten Jahr des syrischen Krieges

Derzeit umkämpft ist der von Rebellen beherrschte Osten von Aleppo. Im von Regierungstruppen kontrollierten Westteil der Stadt, wurde dieser Tage ausländischen Journalisten Zugang gewährt.

Von Karin Leukefeld, Aleppo

»Ich habe Jura studiert, eigentlich sollte ich jetzt in einem Anwaltsbüro arbeiten. Aber der Krieg hat mein Leben verändert. Sie sehen ja, wie wir hier leben.« Der junge Soldat lächelt schüchtern, als er sich umsieht und seinen Blick über das Lager seiner Gefährten in Ramouseh streifen lässt.

Einen Monat haben die syrischen Soldaten in diesem Vorort von Aleppo gegen die islamistische Gruppierung »Eroberungsfront« gekämpft, die Anfang August mit großer Gewalt angriff. Die Häuser, in denen die Einheiten der syrischen Armee untergebracht waren, sind zerstört. Die langgestreckten Gebäude der Militärakademie weisen deutliche Kampfspuren auf.

Nun haben sich die Soldaten im Schatten der Ruinen niedergelassen. Misstrauisch verfolgen ihre Augen, wie das Filmteam des US-Senders CNN mit der Kamera abfahrende Panzer verfolgt. Laut dröhnen die Motoren auf, als die schweren Fahrzeuge beschleunigen und hinter einer riesigen Staubwolke verschwinden. »Ohne die Russen wären die hier alle längst tot«, sagt der Reporter wie nebenbei, dann folgt er der Kamerafrau, um einen der Offiziere zu befragen.

Was er von den ausländischen Journalisten denke, die derzeit die Situation in und um Aleppo beobachten, fragt die Autorin den Soldaten, der aus einem Dorf auf den syrischen Golan stammt. »Ich möchte nur, dass sie die Wahrheit berichten«, sagt der junge Mann. In der Vergangenheit sei das nicht der Fall gewesen.

Der Angriff der Islamisten sei sehr plötzlich gekommen, berichtet Abu Ali, der befehlshabende Kommandeur mit leiser Stimme, nachdem das CNN-Team sich verabschiedet hat. Der Angriff sei so enorm gewesen, dass sie sich zurückziehen mussten. Viele Soldaten seien getötet worden, sie hätten die Leichen erst nach der Rückeroberung von Ramouseh bergen können.

Der Waffenstillstand werde von der Armee befolgt, auch wenn er persönlich die Entscheidung für falsch halte, sagt der Offizier. »Jede Nacht fliegen hier Mörsergranaten von den Islamisten herein, sie halten sich nicht an die Abmachung.« Er wisse, dass der internationale Druck auf die Regierung groß sei, »doch was sollen wir tun? Uns den Islamisten ergeben? Niemals.« Auf die Frage, ob er die westliche Berichterstattung über die syrische Armee verfolge, nickt Abu Ali und sagt nach kurzem Zögern: »Sie bezeichnen uns als »Assads Armee«, aber das sind wir nicht. Keiner hier kämpft für einen Mann, wir alle kämpfen für unser Land, für Syrien. Alle Soldaten und Offiziere der syrischen Armee kämpfen für unser Land. Das sollten sie schreiben.«

Ramouseh liegt im Süden von Aleppo. Hier befinden sich Wasserreinigungsbecken, ein Zementwerk, hier ist eine landesweit bekannte große Reparaturwerkstatt für die Pullman-Überlandbusse, die zu den wichtigsten Transportmitteln in Syrien gehören. Etliche davon, die hier repariert werden sollten, stehen zerschossen und ausgebrannt vor den Werkstätten. Manche Wracks wurden von den Soldaten mit Kränen auf die Verteidigungswälle gehievt, die sie gegen Angreifer errichtet haben.

Unmittelbar hinter Ramouseh beginnen die Wohnviertel von Aleppo. Aus dem Stadtteil Salahaddin konnte die Armee die gegnerischen Milizen verdrängen. Manche der Wohnhäuser sind zur Hälfte zerstört, in der anderen Hälfte leben Menschen, weil sie keinen anderen Platz haben. Be-



Soldat Joseph vor den Trümmern des Carlton-Hotels

Fotos: Karin Leukefeld



Seit 1986 steht die Altstadt von Aleppo auf der Liste des Weltkulturerbes. Auch das zerstörte Volkskundemuseum gehörte dazu.

schädigte Busse sind entlang der Straße geparkt und werden neuerdings von Inlandsvertriebenen bewohnt, die vor dem Angriff der »Eroberungsfront« am Rande von Ramouseh gelebt hatten. Andere mehrfach Vertriebene leben in Moscheen, in Parks. Tausende sind in Gebäuden der Universität von Aleppo untergebracht.

Der Basar von Aleppo, einst ein magischer Ort, liegt in Trümmern. »Gehen Sie zügig, folgen Sie den Anweisungen der Soldaten, die Sie begleiten. Das ist kein Spaziergang«, mahnt der diensthabende Offizier in der Altstadt von Aleppo. Sein Büro ist ein Hauseingang in einem zerschossenen Gebäude, ein Tisch, Stühle. Einige der Soldaten sind seit vier Jahren hier im Einsatz und haben ihre Familien seitdem nicht gesehen.

Raschen Schrittes geht der Soldat Joseph voran durch enge Gassen, steigt durch zerbrochene Wände, eine Treppe hinauf, eine hinunter, biegt um Ecken, überquert Höfe, eilt vorbei an einem vertrockneten Brunnen. Früher seien hier der Baumwollmarkt gewesen, der Manadil-Markt, wo die Frauen ihre schwarzen Schleier kauften, und der Goldmarkt.

Jahrtausendlang zog dieser magische Ort Händler und Kunden an, heute liegt der Basar von Aleppo in Trümmern.

Geschützt durch ein hohes, mit großen Tüchern bespanntes Gerüst wird im Laufschrift eine Straße überquert. Die Tücher schützen vor den Augen und Kugeln von Scharfschützen, wie der Soldat erklärt. Auf der anderen Seite des Gerüsts, nur wenige hundert Meter entfernt, liegt die Große Omayyaden-Moschee von Aleppo, im Herrschaftsbereich der bewaffneten Gruppen. Unterhalb der mächtigen Zitadelle von Aleppo halten wir vor den Trümmern des Carlton-Hotels an. Im Mai 2014 war es von Kämpfern der Islamischen Front mit einer gigantischen Explosion komplett zerstört worden. Unter den Trümmern liegen noch Tote, sagt der Soldat. Sie könnten nicht geborgen werden, weil die Front unmittelbar hinter dem zerstörten Hotel beginne.

Nur 30 Prozent der historischen Altstadt seien – wie die Zitadelle – unter Kontrolle der syrischen Armee, fährt er fort. Im restlichen Teil werden mehr als 4000 Kämpfer vermutet, »von den extremistischsten Gruppen«. Er selber sei hier, weil sein Bruder hier getötet worden sei. Er müsse

ihn rächen, sagt Joseph. Das sei er seiner Mutter schuldig.

Das »Krankenhaus der Hoffnung« hat keine Ersatzteile für seine Technik.

Nicht weit von der südlichen Frontlinie entfernt liegt das Al-Rajaa-Krankenhaus, das »Krankenhaus der Hoffnung«, das von den Franziskanern in Aleppo unterhalten wird. Dr. Emile Katti ist leitender Chirurg, auf seinem Handy sind schreckliche Verletzungen dokumentiert, die er und das engagierte Team in den vergangenen Jahren erfolgreich operieren konnten. Ein Kind, das von mehreren Raketenplittern fast zerfetzt wurde, eine Frau, in deren Oberschenkel der Rest einer Rakete steckt. »Das sind die Folgen vom Beschuss der bewaffneten Opposition«, sagt Dr. Katti. »Warum berichten die Medien darüber nicht?«

Das Krankenhaus ist groß, sauber, eine ganze Etage ist gerade renoviert worden. Doch viele der medizinischen Geräte aus Westeuropa funktionieren nicht. Es gibt keine Ersatzteile, weil sie aufgrund der EU-Wirtschaftssanktionen gegen Syrien nicht geliefert werden. Wenn doch welche ankommen, kommen die Teile erst nach vielen Monaten über Libanon,

was den Preis enorm in die Höhe treibt. »Und dann fehlen uns die Facharbeiter, die die Ersatzteile montieren können«, sagt Dr. Katti. »Unsere gut ausgebildeten Leute haben uns verlassen.«

Als kürzlich ein Mädchen mit schwersten Verletzungen eingeliefert wurde, war keine Zeit, um Blut ihrer seltenen Blutgruppe aus einer anderen medizinischen Einrichtung zu holen. Spontan erklärte sich einer der Ärzte in der Notaufnahme, der geeignet war, zu einer Spende für das Kind bereit.

Das Mädchen überlebte. »Hier fragt niemand nach dem Glauben des anderen, wir sind wie eine Familie«, sagt Dr. Katti und öffnet die Tür zu einem Aufenthaltsraum, in dem die Ärzte zusammensitzen. »Am Abend, wenn es ruhiger wird, bleiben sie hier, reden, spielen Karten, trinken einen Tee.« Wenn die nächsten Notfälle eingeliefert werden, stehen alle wieder an ihrem Platz.

Die christliche Gemeinschaft in Aleppo sei klein geworden, sagt der Franziskanerbischof von Aleppo, Georges Abu Khazen, der das Lateinische Vikariat leitet. Im östlichen Teil der Altstadt seien die Kirchen zerstört, die Christen von dort geflohen. »Die jungen Leute nehmen ihre Kinder und lassen die Eltern zurück. Wenn ein Elternteil stirbt, wird das Leben schwer, für den, der bleibt.« Im Seniorenheim »Haus der Freude«, das direkt neben dem Lateinischen Vikariat liegt, werden 52 alte und hilfsbedürftige Menschen – Männer und Frauen – von Schwestern des Mutter-Teresa-Ordens versorgt. Sie kommen

»Uns fehlen Facharbeiter. Unsere gut ausgebildeten Leute haben uns verlassen.«

Dr. Emile Katti, Al-Rajaa-Krankenhaus

aus Bangladesh und Indien, um den Menschen bei der Bewältigung ihres Alltags eine Stütze zu sein. An diesem Septembernachmittag sind die alten Männer auf dem Hof, um eine kühle Brise zu erhaschen. Manche spazieren, andere sitzen auf ihren Stühlen und unterhalten sich leise. »Woher kommen Sie?«, fragt ein alter Herr freundlich in gutem Oxford-Englisch. »Herzlich willkommen! Werden Sie wiederkommen?«

Neben dem Seniorenheim und dem Hospital Al-Rajaa haben die Franziskaner einen großen Wohn- und Freizeitkomplex in einer ihrer ehemaligen Schulen eingerichtet. Der Unterricht wurde christlichen Gemeinden 1967 in Syrien untersagt, doch die Gebäude und Grundstücke wurden ihnen gelassen. Im Mai war eines der Gebäude von einer Rakete getroffen worden, sagt der Franziskanermönch Firas Lutfi. Sie schlug in einem Aufenthaltsraum ein, in dem alte Menschen zusammensaßen, deren Heim in einem anderen Teil der Stadt zerstört worden war. Eine Frau überlebte den Angriff nicht. Der Krieg zerstöre und verletze die Menschen äußerlich und innerlich, sagt Lutfi. Die Menschen seien depressiv, einsam, selbst junge Leute versuchten, sich das Leben zu nehmen, weil sie keinen Ausweg sähen. »Es muss endlich Frieden geben.«

Um dieser Forderung Nachdruck zu verleihen, will der junge Architekt Elias Fannoun 100 Olivenbäume als Zeichen des Friedens auf »Terra Santa« pflanzen. Die Kampagne habe noch eine andere Botschaft, sagt Jamil Hammami, ein junger Unternehmer, der die Sache unterstützt. »Jeder Baum wird einem Menschen aus Aleppo gewidmet, der – freiwillig oder gezwungenermaßen – die Stadt verlassen hat«, erklärt er. »Jeder Aleppiner soll wissen: Egal, wo du heute lebst, deine Wurzeln sind in Aleppo.«

Schutz ohne Mitleid

Syrer, die vor dem Krieg nach Deutschland geflohen sind, werden mit zunehmenden Härten konfrontiert. Einige kämpfen vor Gericht um ihren Status.

Von Uwe Kalbe

Kriegsflüchtlinge aus Syrien, deren Flucht in Deutschland endet, haben eine gute Chance, hier einen Schutzstatus zu erhalten. Vorübergehend zumindest. Doch die juristischen Hürden wachsen auch für syrische Kriegsflüchtlinge. Eine Anerkennung als Flüchtling erhalten sie immer seltener, seit das Asylpaket II in Kraft getreten ist. Ihnen wird stattdessen der sogenannte subsidiäre Schutz zuerkannt, der eine »Flüchtlingseigenschaft« nach der Genfer Flüchtlingskonvention verneint, aber wegen zu erwartender Gefahr für Leib und Leben bei Rückkehr ins Heimatland einen befristeten Aufenthalt erlaubt.

Wurde im letzten Jahr noch 94,7 Prozent der syrischen Asylbewerber in einem schriftlichen Verfahren die Flüchtlingseigenschaft zuerkannt, ist das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge nun zu mündlichen Anhörungen zurückgekehrt. Bundesweit erhalten seither noch 70,6 Prozent die volle Anerkennung. Im Juli 2016 erhielten bereits 56 Prozent der syrischen Asylsuchenden nur noch subsidiären Schutz.

Der Grund: Über eine halbe Million Asylanträge liegen beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge un bearbeitet auf Halde, trotz Umstrukturierungen und Personalwechseln an der Behördenspitze. Erklärte politische Absicht der Bundesregierung ist nicht nur die Beschleunigung der Verfahren, sondern auch die Erhöhung der Rückführungszahlen.

Der subsidiäre Schutz ist für die Betroffenen gegenüber einer Anerkennung als Flüchtling nach der Genfer Flüchtlingskonvention mit erheblichen Nachteilen verbunden. Abgesehen von der schlechteren Aufenthaltsperspektive – niemand weiß, wie sich die Dinge in Syrien entwickeln, und Menschen neigen dazu, ihre Lebensplanung auf Gewissheiten auszurichten – verschlechtern sich dadurch die Chancen auch auf dem Arbeitsmarkt erheblich. Denn ihr Aufenthalt ist auf ein Jahr befristet, auch wenn er dann um zwei Jahre verlängert werden kann. Vor allem aber ist ein Familiennachzug für zwei Jahre ausgeschlossen.

Eine wachsende Zahl der Betroffenen wandte sich deshalb an Verwaltungsgerichte, um den vollen Schutz zu erlangen. In offenbar vielen Fällen erfolgreich. Dagegen legte das Bundesamt Berufung ein. Das Oberverwaltungsgericht Rheinland-Pfalz in Koblenz wird nun exemplarisch entscheiden; am Dienstag ließ es den Antrag des Bundesamts zu. Der Verfolgungsstatus vor der Flucht steht dabei gar nicht im Zentrum. Sondern es werde die Frage zu klären sein, ob syrischen Flüchtlingen »allein aufgrund illegaler Ausreise, Asylantragstellung und längerem Auslandsaufenthalt« politische Verfolgung drohe, heißt es in dem Beschluss.